Das Wasser vom Rio Chargres [Fortsetzung]

Autor(en): **Heinzelmann, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640424

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Heuet in Brauch und Sprichwort.

Volkskundliche Skizze von F. V.

Der Heuet eröffnet die Reihe der großen landwirtschaftlichen Werket. Bei keinem andern tritt die durch die Maschinen herbei geführte Aenderung so klar in Erscheinung, wie gerade im Heuet. Dies regt zu einem kleinen Vergleich zwischen einst und jetzt an. Ehedem war der Heuet die strengste Zeit des Bauers. Noch vor hundert Jahren war die Sichel im Gebrauch. Dann kam das Zeitalter der Sense, bis ungefähr um die letzte Jahrhundertwende. Da hieß es, beizeiten aufstehen, wollte man ein größeres Stück Wiesland abmähen. Lange vor Sonnenaufgang, meist schon um drei Uhr, begaben sich die Mähder an die Arbeit. In langen Reihen, unter Führung des Vormähders, schnitten sie im Takt das saftige Gras. Das war eine harte, sehr anstrengende Arbeit, die bis etwa um neun Uhr vormittags dauerte. Dann mußte das am Vortag gemähte Gras behandelt werden. Nachmittags endlich wurde das Heu in Walmen gebracht und auf die Wagen verladen. Abends zog man sehr häufig nochmals hinaus und mähte, namentlich wenn gutes Wetter in Aussicht stand, wieder einige Stunden. Da gab es kurze Nächte. Selbstverständlich brauchte der Bauer auch Hilfskräfte in viel größerer Zahl als heute. Wir erinnern uns noch gut, wie in den neunziger Jahren vor der Heuernte jeweilen die fremden Heuer und Heuerinnen in unser Dorf einrückten, um sich zu den Landwirten zu verdingen. Auf der Schulter hatten erstere die obligate eigene Sense, sorgfältig mit einem Tuch umwickelt, unter dem Arm das grüne Säcklein mit den notwendigsten Kleidern. Meist blieben die Leute einige Wochen, zogen dann in den Jura in den sogenannten „welschen Heuet", der später begann und kehrten häufig, wenn der Bauer zufrieden gewesen war, Ende Juli zur Getreideernte wieder zurück. Uns sind Familien bekannt, die damals mehr als ein Jahrzehnt hindurch immer die gleichen Hilfskräfte einstellten und wo sich ein schönes, echt patriarchalisches Verhältnis herausbildete. Heute sind diese fremden Heuer und Heuerinnen in unseren Gegenden fast vollständig verschwunden. Die Mähmaschine hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten fast allgemein eingebürgert und sie unnötig gemacht. Auch das Wenden des Heus besorgt eine besondere Maschine, abends meist, wenigstens auf größeren Heimwesen, eine dritte Maschine auch das Abladen. Der Heurechen endlich, nun auch schon durch die Maschine ersetzt, hat die flinken und lustigen Heuerinnen entbehrlich gemacht. So kann der Bauer meist mit seinen eigenen Kräften auskommen. Im übrigen aber bleibt auch unter den veränderten Verhältnissen für ihn noch genug zu tun, wenn er auch den Vorteil hat, daß er nicht mehr wochenlang in aller Herrgottsfrühe aufzustehen braucht.

Interessant ist der Heuet im Engadin. In diesen gebirgigen Gegenden kann natürlich die Mähmaschine nicht verwendet werden, einige Wiesen im Oberengadin ausgenommen, wo wir sie vor drei Jahren zu unserer Verwunderung auch schon antrafen. Die Sense hat ihre alte Bedeutung behalten. Vor dem Kriege und auch seither wieder stellten und stellen sich jeweilen viele italienische Heuer (auch tirolische) mit ihren weiblichen Hilfskräften ein, letztere am hochroten Kopftuch leicht kenntlich. Das Heu ladet man meist nicht direkt auf die Wagen wie bei uns, sondern bindet es in große, weiße Tücher, welche man hübsch und sorgfältig auf die kleinen Bündnerwagen ladet. Zu Hause wird dadurch das Abladen erleichtert. Früher folgte der Heuernte im Kanton Graubünden die „Segesessenhenki" (Aufhängen der Sensen). Der Brauch ist nach unsern Erkundigungen in vielen Gegenden ganz verschwunden, wie so viele andere Volksbräuche, die weiland gäng und gäbe waren. Nach der Heuernte hing früher der Hausvater die Sense, wenn das letzte Heufuder eingebracht war, im Beisein des ganzen Hausgesindes, an einem besonderen Ort feierlich wieder auf, zum Zeichen, daß man ihrer nun vorläufig nicht mehr bedürfe. Dieser Akt war mit einem frommen Spruch begleitet und es folgte natürlich ein kleines Festessen, an welchem auch der gute Veltliner nicht fehlen durfte.

Mit Ausnahme der „Heuete", eines Festessens nach dem letzten Heufuder, das aber an Reichhaltigkeit die „Sichlete", das Erntefest bei weitem nicht erreicht, kennt man bei uns nicht mehr viele Heubräuche. Allgemein nur ist unseres Wissens die Sitte verbreitet, das letzte Heufuder zu schmücken. Im Schwarzwald heißt dieses „Heugeiß" und damit die „Heugeiß" nicht Durst leiden muß, gibt man den Heuern und Heuerinnen ausgiebig zu trinken. In einigen Gegenden ist es Brauch, die letzten Wiesen gemeinsam abzumähen und das Heu einzubringen. Anschließend folgt eine Lustbarkeit, bei schönem Wetter auf der frisch geräumten Matte selber. Rosegger erzählt, daß in Steiermark der Heuernte die Gürtelsprenge folgt. Da gibt's ein großes Festessen (der Brauch ist selbst von der darniederliegenden österreichischen Valuta nach direkten Berichten nicht vollständig unterdrückt worden). Als Leckerbissen werden Milch mit Weißbrot, Speckkraut, Roggenknödel, Rahmstrudel und andere Speisen aufgetragen. Davon wird nun soviel gegessen, daß der Riemen oder Gürtel immer weiter geöffnet werden muß, daher der Name Gürtelsprenge.

Auch im Sprichwort spielen Heu und Heuet eine große Rolle. Das schweizerische Idiotikon weiß eine ganze Reihe von Sprichwörtern zu berichten. Aus früheren Jahrhunderten stammt der Satz: „Wer im Heuet nüd gablet und in der Ern nüd zablet und im Herbst nüd früeh uufstaat, der luegi, wie's em im Winter gaat". Kirchhofer gab ihm eine andere Fassung: „Wer nicht gablet, so die Brem (Bremse) zablet, der lauft im Winter mit einem Seil und fragt: Hat jemand Heu feil?" Auf die Heuernte selber nehmen folgende Sprichwörter Bezug: „Früeh Gras, früeh Heu!" „Wer graset, der heuet nid!" (Großätti vom Läberberg, Schild.) „'s Heu mueß me chönne saale (seilen, d. h. es muß langes Gras haben), 's Emd mueß me chönne mahle". „So lang mes Heu rodt, tooret's." „Chrummi Fueder gend großi Heustöck." „Wer nid guet Heu lad't, cha nid karisiere" (Solothurn).

Mehr bildliche Bedeutung haben: „'s Heu nid uf der gliche Bühni ha," anderer Meinung sein. „Jetz isch de gnue Heu d'unde," Aufforderung zum Schweigen. „Ihms 's Heu schüttle," jemanden zurechtweisen. „D'Rebe fressed Heu," in einem trockenen, den Reben zuträglichen Jahr gibt es nicht so viel Heu. „Geld haben wie Heu" ist ein oft gebrauchter Ausdruck, ebenso: „Schulden haben wie Heu." Wenn im Kanton Schwyz ein Bauer seinen Hut schief auf dem Kopfe trägt, so meint man spöttisch: „Er het Heu feil." Vom Berg oder Wildheu sagt man im Berner Oberland: „Die Alten hein alben g'seid: d's Bergheu und den Speck sell mu en andren nid vergönnen!"

Unter einem Freßheuet versteht das Volk eine Heuernte mit schlechtem Wetter, unter einem „Suufheuet" einen heißen, unter einem „Juckheuet" einen Heuet mit unbeständiger Witterung. Der Lostag der Heuernte ist der St. Medardustag, der 8. Juni, vom Volke der „Mäderlistag" geheißen. Da heißt es einmal: „Wie der Mäderlis, so der Heuet!" „Wenn's am Mäderlistag rägnet, so git's schlechte Heuet." „Ist am Mäderlistag en Regeschutz, so git's e Juckheuet." „Was St. Medardus für Wetter hält, solch' Wetter auch in die Ernte fällt." Wenn der Ostwind Ende April und anfangs Mai das Land austrocknet, gibt es meist eine schlechte Heuernte, daher: „d'Bise frißt's Heu!"

Das Wasser vom Rio Chagres.

Von Kapitän F. Heinzelmann.

(Fortsetzung.)

Vier Wochen später erblickte Karl im Alpenglühen die schönen Berner Oberländerberge und fühlte sich wieder in die schöne, sorgenfreie Jugendzeit zurückversetzt.

Immer noch prächtig und abseits vom Weltgetümmel war sein Heimatdorf idyllisch im Berner Mittellande gelegen und ganz in der Nähe desselben war ihm nun das größte Bauerngut, weit und breit im Lande herum, ganz unerwartet als Erbschaft zugefallen.

Nun ja, — nach menschlichem Berechnen und Ermessen war für ihn ja für sein Leben lang nun gesorgt, — wenn nur nicht die Lolita mit ihrem Zauberwasser doch noch recht bekäme?

Karl verstand nun allerdings von der Führung solch eines großen Bauerngutes so gut wie gar nichts, daher verpachtete er den „Muttehof" und lernte nun von seinen Pächtersleuten alles, was im „Bärnbiet" vom „Bure" zu lernen war. Daß er natürlich als Besitzer des „Muttehofes" bei seinen Pächtersleuten besondere familiäre Aufnahme fand, läßt sich lebhaft denken, besonders da diese noch mehrere heiratsfähige Töchter hatten, die sie möglichst bald unter die „Haube" zu bringen suchten.

Nun gab es für die „Dorfklatschbasen" wieder „Stoff" in Hülle und Fülle und sie fingen auch bald an allerhand zu „tuscheln", ja zuletzt fingen die „besser Eingeweihten" sogar an zu weissagen „Ihr wärdet de gwüß, gwüß g'seh, d's Anneli vom Pächter Uli hüratet d'r Käru vom „Muttehof" no vor em Nüjohr!" — Es kam auch richtig so weit und diesmal bekamen die „Dorfklatschbasen", die dies voraus gesagt hatten, Recht, was dieselben nun ja nicht oft genug erwähnen konnten. — Das ganze Dorf schien sich nur noch dafür zu interessieren, was im „Muttehof" eigentlich vorging; das Kriegsgetümmel im Balkan hatte für niemanden hier Interesse, denn bei neunzig Prozent der Dorfbewohner reichte der politische Horizont nicht über die Kantonsgrenze und die restlichen zehn Prozent konnten die kuriosen Namen, wie Kirk Kilisse, Dedeagatch ꝛc. nie in ihrem Gehirnkasten verankern. Am Weihnachtabend wurde nun endlich im „Muttehof" Hochzeit gefeiert und hoch genug ging es dabei her.

Für Karl war alles unerwartet rasch gekommen. Vor fünfzehn Monaten hatte er den „Muttehof" geerbt und heute feierte er nun auch schon Hochzeit! Heute war er „Karl im Glück", — aber die neuen Schwiegereltern waren noch glücklicher, denn sie hatten eine Tochter so vorteilhaft „untergebracht", wie sie es sich nicht hatten träumen lassen.

Offen heraus erzählte nun Karl beim Hochzeitsessen, wie er einmal im fernen Panama Wasser vom Rio Chagres getrunken habe und die San Blas-Indianer dort fest glaubten, derjenige, der das täte, müßte bestimmt wieder nach Panama zurückkommen.

Alles andere, was der Leser ja bereits kennt, verschwieg er natürlich.

„Dum's Züg", meinte einstimmig die Hochzeitsgesellschaft, „wär cha so e Blödsinn au glaube" und es wurde Karl bei diesen und ähnlichen Worten wieder „wohler" und der kräftige Neuenburgerwein half auch nicht wenig mit, ihn bald in die fröhlichste Stimmung seines Lebens zu bringen.

Nach einem harten Winter brach endlich Ende März der Föhnwind durch und der verwandelte in einigen Tagen das Berner Mittelland von einer öden Schneelandschaft in einen grünen Rasenteppich.

Die Stare waren ins Land gekommen, überall fing es an zu grünen und zu blühen und jedermann war froh, daß der ausnahmsweise lange und harte Winter nun wieder einmal zu Ende war.

Auch auf dem „Muttehof" hatte sich in den wenigen Monaten gar sehr vieles verändert, — die „Dorfklatschbasen" munkelten wieder seit einigen Wochen „da chönnts öppe de no einisch läß ga, de d'r Käru und's Anneli passe schiens de gar nid z'äme!" — Richtig mußte aber schon etwas sein, denn während man vorher Karl nur sehr selten im „Sternen", dem Dorfwirtshaus, gesehen hatte, fing er seit Mitte März an, sich regelmäßig am Abend zu einem gemütlichen „Jaß" einzufinden und sehr oft dauerte der nachfolgende „Hock" bis in die frühen Morgenstunden.

Seitdem der Wirt sein altes „Bäbeli", das bald zwanzig Jahre im „Sternen" Kellnerin gewesen war, anfangs April „ausrangiert" hatte und ein flottes junges „Meitschi" vom Berner Jura an ihre Stelle kam, wurde es erst recht „bös" mit dem Stammtisch und den „Jaßbrüdern". — Es wurde sogar Flaschenwein am Stammtisch getrunken, etwas sonst ganz seltenes, und die Einnahmen verdoppelten und verdreifachten sich, so daß der Wirt im „Stillen" anfing zu schmunzeln und sich auch ab und zu einen Schafskopf nannte, daß er nicht schon früher auf den „famosen" Gedanken gekommen war.

Die dicke Wirtin bewachte aber trotzdem ihren „Ehegespons" wie einen „Hofhund" — freute sich aber sonst an den vielen „Fränkli" und „Batzen", die sie abends in der Kasse vorfand!

Die „Dorfklatschbasen" hatten neuen Stoff — „ja, ja, was doch so es Frauezimmer uf d's Mannevolk en Idruck macht, we sy nume e chli es anständigs Frätzli het, es isch de grad us g'seit eifach e Schand! — und es blibt derby, mir tuet nume äm Muttehof-Käru sy armi Frau leid." Diejenige, die das sagte, hatte aber ganz vergessen, wie sie vor sechs Monaten den Muttehof-Käru in Schutz nahm und sagte „es wär eigentli e Schand, daß so amene fine Kärli so ne dumme „Dotsch", wies Anneli sygi, ag'henkt wärdi!"

Kurz und gut, im schönen Monat Mai fing es dann auch auf dem „Muttehof" richtig an zu „mutten". Karl hatte am Morgen nach einer durchgekneipten Nacht seinen Schwiegereltern die „Meinung" gesagt und so nebenbei bemerkt, sie wären ihm im Pfefferland gewiß lieber als in seiner Nähe und sie sollten nur gleich z' Anneli mitnehmen, der „Dorfmauser" wäre für seine Frau noch zu gut, ihn hätte sie ja doch nie geliebt, sondern nur den armen, jungen Schullehrer vom Nachbardorf, der nicht viel mehr zu essen hatte, als sie selbst!

Der Hausfrieden war durch solche und ähnliche Redensarten natürlich gebrochen worden und es herrschte im „Muttehof" jetzt Kriegszustand. Am Stammtisch im „Sternen" studierte Karl hinter Batterien von Waadtländer- und Walliserweinflaschen seinen Feldzugsplan, — wie wohl alles ein Ende nehmen würde? — Lieber noch dann ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!

Eines Nachmittags als Karl nun wieder im „Sternen" diesen und ähnlichen Gedanken nachgrübelte, kam plötzlich aufgeregt Yvonne, die Kellnerin in die Wirtstube und sagte zu ihm: „Karl, heute abend fahre ich nach Bern." Die eifersüchtige Wirtin hatte ihren Mann in der Nähe von Yvonnes Zimmer ertappt und natürlich der unschuldigen Kellnerin auf der Stelle gekündigt!

Der „arme" Wirt wäre droben in seinem Bett, nachdem ihm seine „zärtere" Hälfte mit einigen „Heimiswyler Chacheli" den Kopf „gewaschen" hatte und würde wohl für mehrere Wochen das Zimmer „hüten" müssen.

Auf Yvonnes „chömet d'r mit na Bärn" besann sich Karl nicht lange; sofort ging er nach dem „Muttehof" und packte zusammen und am Abend fuhren beide mit dem letzten Zug der Bundeshauptstadt zu. (Schluß folgt.)

Heimweh.

Es goht mer ruch bi frömde Lüte,
Und ihre Sinn ist hert we Stei,
Und jetz, wo d'Obeglogge lüte —
Jetz gäll, arms Härz, jetz wämmer hei?

Jetz brönnt 's erst Liecht deheim im Dörfli,
Und 's Muetterli sitzt ganz alei
Und dänkt a me, wenn d'Bärge dunkle —
Jetz chumm, liebs Härz, jetz gömmer hei!

Adolf Frey.